**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 35 (1931-1932)
**Heft:** 21

**Artikel:** Aus dem Bauernleben
**Autor:** Binder, Gottlieb
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-671764

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 16.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

die Scharte zurück. Hier wenden wir uns kurz entschlossen in das tiefeingerissene Couloir, das sich gegen die Pörtlilücke herunterzieht. Es ist zum Teil noch mit Schnee angefüllt und erlaubt einige rasche Glissaden.

Der Weg zur Etzlihütte zurück wird zu beschaulichem Bummel. Im einsamen Spiellauisee spiegelt sich der finstere Sonnig Wichel mit seinen Graten und abschüssigen Wänden. Auch er, der uns schon einmal einen ganzen Tag lang in seinen Wänden genarrt und irregeführt hatte, ist von uns erobert worden.

Allum verglüht feierlich der gesegnete Tag. Durch die Stille rauscht der Bergbach zu Tal. Auf den Gipfeln liegt müde und verträumt ein rosazarter, letzter Hauch des geschwundenen Tages. Er verheißt uns tröstlich neue Wärme und neues Licht für den Morgen, der kommen wird. So ist es ein frohes Vergluten vor der Nacht, die einen großen Frieden über alle Dinge breitet und ihnen die Ruhe schenkt nach den Kämpfen des Tages. Bald stehen die Firne dunkel gegen den schwachgelben Himmel, starr und lichterloschen.

Bei der kleinen Etzlihütte machen wir nur eine kurze Rast, wir nehmen Abschied vom Hüttenwart, der uns ein lieber Freund ist. Mit der kommenden Nacht wandern wir den gewundenen Pfad abwärts durch das Etzlital. Bei mancher Alphütte tauschen wir einen vertrauten Gruß mit einem Sennen, der gemütlich vor der Hütte sein Pfeifchen raucht. Der Bach geht mit uns, sein Rauschen schwillt an, und sein Wanderlied begleitet uns getreulich. Die Tannen stehen wie schwarze Schatten zu beiden Seiten des Weges, die Nacht in ihrem Bereiche ist noch dunkler, geheimnisvoller und tiefer als die der Wiesen. Dann sehen wir einen Feuerschein und noch einen, irgendwo hoch oben: Feuer der Heimat.

Es ist fast Mitternacht, als wir im kleinen Dörfchen Bristen eintreffen. Wir suchen ein bescheidenes Obdach und freuen uns auf die kurze, wohlverdiente Ruhe. Aber nur bis morgen früh. Morgen werden wir weiterwandern, neuen Zielen, neuen Fels- und Eisbergen der Heimat entgegen.

## Kraft.

Weichheit ist gut an ihrem Ort,
Aber sie ist kein Losungswort,
Kein Schild, keine Klinge und kein Griff;
Kein Panzer, kein Steuer für dein Schiff.
Du ruderst mit ihr vergebens.
Kraft ist die Parole des Lebens:
Kraft im Zuge des Strebens,
Kraft im Wagen,
Kraft im Schlagen,
Kraft im Behagen,
Kraft im Entsagen,
Kraft im Ertragen,
Kraft bei des Bruders Not und Leid
Im stillen Werke der Menschlichkeit.

Friedrich Theodor Vischer.

## Aus dem Bauernleben.

Von Gottlieb Binder.

Ich denke hauptsächlich an das Bauernleben der 1870er und 1880er Jahre, also an eine Zeit, wo der Ackersmann weder den Dampfpflug noch die Sämaschine kannte. Gemächlich zogen damals die Ochsen und Pferde den altherkömmlichen Pflug durchs aufdampfende braune Erdreich, und der Bauer legte die Hand an den Pflug, ohne zu hasten und zu jagen. Es war noch Poesie bei der Sache — eine Heimeligkeit, deren sich die Dorfbewohner gar nicht bewußt waren. Die Stille der Felder — der weitgedehnten goldenen Halmenfelder ward kaum je ernstlich gestört. Feierlich war es jeweilen besonders im Herbst, wenn ungezählte Säeleute den Samen ins frischgepflügte Erdreich streuten, gemessenen Schrittes! Das Säen vertrug kein ungleiches Schreiten, keine Hast, aber auch keine Gedankenlosigkeit, sonst gab es strichweise, ungleichmäßige Saat. „Bemeßt den Schritt, bemeßt den Schwung!“ sagt C. F. Meyer. Das Säen von Hand bildete einen Prüfstein für den Bauern. Mancher lernte es zeitlebens nicht!

Wer die Säeleute, die gesammelt, fast andächtig ihrem Werke oblagen, mit rechtem Auge betrachtete, in dessen Seele regte sich die Ehrfurcht. Ist doch der Säemann, der das Brot für die Menschen, oder wie C. F. Meyer sagt, das Brot des lieben Gottes ausstreut, ein Gehülfe Gottes — neben ihm wandelt gleichsam der Schöpfer!

Der Säemann wählt den Samen aus, bereitet den Acker zu und streut den Samen aufs Land. Das ist nun vorerst alles, was er tun kann. Nun nimmt der Schöpfer den Acker gleichsam in seine Hand, in seine Hut! Er weckt das wundersame Leben im Samenkorn, hüllt die Saat über Winter weich und warm ein, und selbst im darauffolgenden Sommer ist der Acker auf Gottes Sonne und Gottes Regen angewiesen. Der Mensch kann in diesem Punkte nichts zur Sache tun. Darum war der rechte Bauersmann auch gottesfürchtig; ich kannte in meiner Jugendzeit keinen, der, vom frisch bestellten Acker Abschied nehmend, nicht die Worte gesprochen hätte: „Jetzt walt' Gott!" Heute ist dies in meiner abgelegenen, ehemaligen Heimat nur noch ganz vereinzelt der Fall — der verflachende Zeitgeist hat eben selbst die weltfernen Bauerndörfer nicht verschont.

Die Erntezeit dauerte noch in den 1850er und 1860er Jahren vier bis fünf Wochen. Zuerst schnitt man die Wintergerste, aus deren Mehl man etwa das schwarze, allerdings nicht besonders wohlschmeckende Gerstenbrot bereitete. Dann kam der Roggen an die Reihe und zuletzt das Korn (Dinkel), das man damals weit häufiger pflanzte als den Weizen. Alle Frucht ward von Hand mit der Sichel geschnitten und auf dem Acker zwei bis drei Tage an Gottes Sonne liegen gelassen, bevor man sie in Garben band. Aus gut gedörrter Frucht bereitete der Müller ein vorzügliches Mehl, obschon die Bauernmühlen sehr einfach eingerichtet waren. Kleine Bauern besorgten ihre Ernte eigenhändig; die reichen dagegen nahmen alljährlich schwäbische Schnitterinnen in Dienst, flinke, anstellige und auch bei strengster Arbeit zu Gesang und Scherz aufgelegte, junge Leute, die rote Kopftücher, leinene kurze Jüppen, weißleinene Hemden mit „Brisli" an den Ärmeln, weiß und rot gestreifte, weite Schürzen, blaue Strümpfe und niedere Schuhe trugen. Die Sichel in der Hand und den weißen, geflochtenen Henkelkorb, den sogenannten „Znünikorb" am Arm, zogen sie frühmorgens um fünf Uhr aus dem Dorf aufs Erntefeld hinaus und sangen vor sich hin: „Es gibt nichts Schöneres auf der Welt, als wenn die Schnitter ziehn ins Feld." Nach dem Nachtessen halfen sie gewöhnlich noch in der Küche. Die Arbeitszeit dauerte 12—14 Stunden; über Mittag hielt man eine Stunde Rast. Der Taglohn betrug einen Franken. Das Essen war einfach. Zum Neunuhrbrot gab es ein „Schöppli Wii"; im übrigen trank man den Tag über viel Wasser! Schnitter und Schnitterinnen kauten etwa, um weniger Durst zu bekommen, an einem Grashalm oder Grasblättchen. Abends ging man früh zu Bette. Schon vor neun Uhr herrschte völlige Ruhe im Hause, mit Ausnahme des Samstags und Sonntags, da das Gesinde auf der heimeligen Hausbank saß und Lieder sang.

Ein sogenanntes „Geschnitt" bestand gewöhnlich aus einem Mann und drei bis vier Frauen, oder aus einem Schnittermeister und drei bis fünf Schnittermädchen, die sich in die Arbeit des Schneidens, des Antragens und Bindens teilten. Es kam aber auch vor, daß das Schneiden von den Weibsleuten allein besorgt wurde; zum Binden aber bedurfte es meistens einer männlichen Kraft. Von den in die Ernte gedungenen Schnittern und Schnitterinnen durfte niemand Garben binden; denn diese Arbeit galt als Ehrensache, die nur vom Bauer, zum mindesten aber von einem Einheimischen besorgt wurde. Mit dem Wort „Geschnitt" bezeichnete man indes auch die Zusammengehörigkeit aller Schnitter eines großen Bauerngutes oder Bauernhofes. Noch in den 1850er Jahren hätte man es in meiner Heimat für eine große Sünde gehalten, die Frucht mittelst der Sense abzumähen. Als dann in den 1860er Jahren trotzdem der eine und andere Bauer zur Sense griff, hörte man die alten Leute klagen: „Es ist doch himmeltraurig, wie man jetzt mit der Frucht umgeht!"

Jede Schnitterin setzte ihre Ehre darein, mit den andern „Schritt" zu halten. Ab und zu kam es aber vor, daß eine besonders Behende ihre Mitarbeiterinnen zu überholen suchte, indem sie heimlich in größter Emsigkeit voraus — und unvermerkt quer durch das Getreidefeld schnitt. War ihr Vorhaben gelungen, so rief sie mit jubelnder Genugtuung: „Holla, ihr seid abgeschnitten!" Kein Schnitter durfte klagen über die mühsame Arbeit, weil dadurch die Arbeitslust der andern beeinträchtigt worden wäre.

Fuhr in der brennenden Mittagshitze etwa ein kühlender Luftzug übers heiße Feld hin, so rief die Meisterin oder in ihrer Abwesenheit irgend eine andere der Schnitterinnen: „Hebed d'Chöpf uuf, 's chunnd e Lüftli," oder: „Das ischt den arme Lüte ihres Trinkwiili!" (Das labt die Armen statt des Weines, den sie entbehren müssen.) Hatte man in Anwesenheit des Bauers ein Fuder Garben geladen, ohne

daß dieser am Schlusse Miene machte, den Schnittern und Schnitterinnen den üblichen Trunk zu verabreichen, so hielt ihm ein kecker Geselle den Znünikorb hin mit der Bitte, damit für die Durstigen Wasser zu schöpfen, oder es flüsterte ein Schnitter dem andern halblaut ins Ohr: „D'Githünd händ nie ke Durst" (die Geizigen leiden nie an Durst).

Vorübergehende grüßten die Schnitter mit der herkömmlichen Frage: „Haut's es?" (schneidet's gut?), worauf stets die übliche Erwiderung folgte: „Haut's es nümme, su wetzt me!" (schneidet es nicht mehr, so wetzt man). Das Wetzen der Sicheln und Sensen war immer nur einem einzigen Manne des Geschnitts, wie üblich dem Geübtesten übertragen. Lose Zungen hielten diesem aber gerne scherzweise das Sprichwort vor: „Wer gut wetzen kann, kann auch gut lügen." Man sagte auch: „Sichelwetzen und Zungenwetzen sind nicht weit voneinander." Dem eintönigen Schall des Sichelschlages legte man, den Takt nachahmend, die Worte unter: „Wetzt mer's nüd, su haut's es nüd, wetzt mer's nüd, su haut's es nüd!" (wetzt man nicht, so schneidet's nicht). Seltsam erscheint uns die Meinung, daß die Sichel nicht mehr schneide, wenn man dem Wetzer für das Wetzen danke. So oft ein Feld abgeerntet war, wurde es von den sämtlichen Schnittern „uusgholet", das heißt die Schnitter jauchzten über den leeren Acker hin. Befand sich unter den Schnittern ein Hochzeiter oder ging ein solcher am Felde vorbei,

Vor dem Regen. Nach einem Gemälde von Eugen Stolitza.

so verlangte man von ihm etwas „in die Halmen", das heißt ein Trinkgeld. Vom Überschuß des Erntesegens ließ man auch den Armen ihr Teil. Rechtschaffene Bauersleute verboten ihren Schnittern, abgefallene Ähren aufzuheben, weil diese ausschließlich den Ährenlesern zugute kommen sollten. Nicht selten speiste und tränkte man die Ährenleser mit dem Proviant, den man bei sich hatte. Alljährlich gesellte sich zu den Dorfarmen noch ein halbes Dutzend Ährenleser aus dem „Chellenland" (oberen Tößtal). Diese fühlten sich sehr glücklich, wenn sie Tag um Tag ihre Säcke füllen und nachts in den Stuben der Bauern, wo sie auch das Nacht- und Morgenessen kostenlos bekamen, schlafen durften. Man glaubte, daß Leute, die mit Ährenlesern Spott trieben, von Gott gestraft würden. Brach während der Ernte ein Gewitter los, so hörte man darob nicht murren, viel eher ward Gott gelobt, daß er die Flur gnädig beschirmt habe. Erreichte die letzte Garbe nicht mehr die übliche Größe, so ward sie unter gegenseitigem Zujauchzen der Schnitter als „Wiege" (Glücksgarbe) begrüßt, wobei es nicht an Neckereien und Beglückwünschungen derjenigen Schnitterinnen oder Schnitter fehlte, die zuletzt „angetragen" hatten.

Die Feier des Ernteschlusses, in meiner Heimat allgemein „Sichellegi" (von: die Sichel niederlegen) genannt, fiel auf Mitte oder Ende Juli. Auf sie freute sich das junge Volk tagelang. Zuerst gab es eine reichliche Mahlzeit, bestehend aus gedörrten Schinken und Schüblingen, den ersten grünen Bohnen und anderen Gemüsen und dazu Wein, so viel das Herz begehrte. Man hatte einen fahrenden Musikanten, oft auch einen Handorgelspieler aus dem Dorfe bestellt. Wenn um Mitternacht die Alten sich von der fröhlichen Gesellschaft verabschiedet hatten und zu Bette gegangen waren, begab sich die Jungmannschaft aus der engen Stube ins Tenn hinaus, wo zu den Ländlern und Walzern der Ziehharmonika die ganze Nacht hindurch getanzt wurde. Tanz und Gesang wechselten miteinander ab, bis der Hahn krähte. Immer sangen die Schnitterinnen bei diesem Anlasse das „Lied der Schnitterinnen": „Guete Tag, Mareieli, chumm mer wänd i d'Ärn! I g'seh, de Rogge gälet scho, und 's Chorn stahd au so prächtig do, 's ischt luschtiger as fern." „Tank der Gott, Zusanneli, mag wäger nüd i d'Ärn: I han e rostigs Sicheli und 's tuet mer weh im Rüggeli, au schniid i gar nüd gern!"

Wenn der Morgen graute, ging das Jungvolk auseinander, damit die Alten noch ein Weilchen schlafen konnten. Obwohl diese keine besondere Freude hatten an der „Krähhahnen"- oder „Sichelleginacht", hielten sie sich doch, dem Brauch und den jungen Leuten zulieb, still in ihrer Kammer. Am darauffolgenden Morgen wurden die fremden Schnitterinnen „abgedankt" und ausbezahlt und in der Regel von den Bauernsöhnen ein Stück Weges oder gar bis in ihr Heimatdorf begleitet. Am Erntedankfest stellte man noch in den 1850er Jahren in der Kirche beim Taufstein eine oder zwei der schönsten Garben auf und überließ sie am Schlusse der Feier den Ärmsten des Dorfes.

Im Spätherbst und über Winter fuhren die Bauernmüller Woche um Woche durch die Bauerndörfer, holten in den Häusern Roggen und Weizen ab zum Mahlen und brachten den Bauern Mehl. Unter ihnen war der Besitzer der Obermühle in N., ein untersetzter Fünfziger mit bartlosem, weinroten Gesicht, ein Original. „Wil er d'Läbere uf der Sunnesite gha häd", litt er beständig an Durst. „Ein rechter Müller," pflegte er zu sagen, „gehört den Tag über in den Mahlgang, am Abend aber aufs Fuhrwerk und ins Wirtshaus." Kam er mit Roß und Wagen nach den zerstreut liegenden kleineren Gemeinden unseres Kirchspiels, so bedauerte er, daß in diesen Dörfern die Wirtshäuser zu weit auseinander ständen, er müsse vom einen zum andern immer wieder Durst leiden. „Unsereinem würgt der Mehlstaub fast den Hals ab", meinte er, „drum muß man hin und wieder eins nehmen." Im Wirtshaus schimpfte er gern über alles mögliche, nie aber über die ausgelaufenen Mahlsteine seiner alten Mühle, die schuld waren, daß die meisten Kunden über schlechtes Mehl zu klagen hatten. „Früher", eiferte er, „gab es noch Jahrgänge, wo die Fässer rarer waren als der Wein und kein Bauer den Müller fort ließ ohne einen Schluck „Neuen"; jetzt kann einer alle Häuser abfahren, bis er ein Glas Wein bekommt; früher lieferten die Haselstauden und die Buchen zehn Mal mehr Nüsse als heute, von den Nußbäumen gar nicht zu reden, und unsereiner hatte Tag und Nacht zu ölen, heute aber muß man froh sein, wenn man überhaupt eine Nuß zu sehen bekommt; früher pflanzte jeder Bauer juchartenweise Hanf und Flachs und brachte im Spätjahr dem Müller die gerätschte Faser in „d'Riibi", heute tragen die Wibervölker nur

noch neumodisches Lumpenzeug; alles wird halt lumpiger auf dieser lumpigen Welt." Je schlechter aber des Müllers Zeiten wurden und je mehr sein Wohlstand abnahm, um so größer ward sein Durst, und sein Rößlein mußte oft Hiobsgeduld haben, bis der Meister endlich an die Heimfahrt dachte. Traf er in einer Gemeinde etwa zusammen mit dem Müller von W., der aus entgegengesetzter Richtung kam, so fehlte es seinerseits nie an lebhaften Ausfällen, die der W.-Müller aber nach Noten heimzahlte, weil er auch nicht aufs Maul gefallen war. Der Obermüller leidet seit vielen Jahren keinen Durst mehr, aber seine Mühle ist erhalten geblieben, ebenso geht die Mühle zu W. noch immer in ihrem kühlen Grunde.

Wenn einmal die Zeit gekommen ist, wo die Sämaschine allgemein gebräuchlich geworden ist, verschwindet mit dem Säemann eine ehrwürdige, hohepriesterliche Gestalt aus dem Leben unseres Landvolkes. Aber noch ist es nicht so weit; denn im Bauernleben setzen sich Neuerungen bekanntlich nicht von heut auf morgen durch. „Alles Gute, welches das Leben unserer Bauern ausfüllt", schreibt R. Ziegler in „Wenn Ähren reifen," „haben sie von ihren Vätern her — auch ihren Gott. An ihn reicht kein Zweifel heran. Er schickt ihnen Sonne und Regen, daß die Saat gedeiht, und sie danken ihm dafür. Er schickt ihnen Sturm und Gewitter, das ihre Ähren knickt, und sie — beugen sich und tragen es schlicht und recht, ohne daran zu rütteln. Ihr Weg ist gerade und geht in hellem Licht. Er führt aus ihren soliden Häusern auf den Acker und ins Gotteshaus und wieder zurück. Straff ist ihre Arbeit jahraus, jahrein. Streng alles beiseite schiebend, was die Grundpfeiler gefährden könnte. Wie eine Kette von Morgen bis zum Abend schließt Hunger, Liebe und Pflicht ihr Tun und Wollen ein. Die Grundelemente des Lebens durchziehen ihre Tage und Nächte; sie wissen und wollen nichts vom andern, was draußen in tausend Quellen quillt; sie entbehren es nicht. Die Stürme, die Staat und Stadt und Volk bedrohen, machen sie nicht erzittern, denn sie berühren ihre Wurzeln nicht. Diese haften in brauner Erde und in ihren Häusern, die sie sich selbst bauen. Sie wissen nur wenig von der Welt und vergessen das Wenige über dem ersten Pflügen oder Säen. So geht ihr Dasein hin zwischen Himmel und Erde, Wasser und Feuer, mit ihnen im Kampf, mit ihnen im Frieden. Ihre Einfachheit ist die Brücke, die sie hinwegträgt über all die Wirrnisse der Städte, über seine Abgründe und über seine Täler der Schönheit und sie festbindet an den Urgrund alles Seins, das darunter in starken Wellen rauscht."

„Stät schreitest du in deinen schweren Schuhn die Furch entlang, dein stilles Werk zu tun. Aus deinen harten Händen strömt und sprüht die goldne Flut, aus der uns Brot erblüht. Ist Arbeit, was du tust? Sag: ist's nicht mehr? Gehst du nicht betend, segnend nicht einher? Trägst du des Hohepriesters Schild versteckt, dort, wo der Kittel kaum die Brust dir deckt? Füllt nicht der Ewige dir selbst die Hand, damit du Leben spendest allem Land? — Schreit aus denn, heilger Mann, im Dienst des Herrn, bis dir zu Häupten blinkt der Abendstern."

## Bekenntnis zur Erde.

Wende dein Auge nicht ab von der Erde,
Weil sie mit Blut und mit Tränen getränkt!
Schaue den Baum, dem ein blühendes „Werde"
Frühling um Frühling aufs neue sich schenkt!

Daß du gedarbt vor geschlossenen Türen,
Daß du vergebens nach Schönheit geschrie'n —
Nimmer darf es die Seele verführen,
Einsam die flammenden Feste zu fliehn!

Neigen nicht todnah in seligen Tänzen
Eintagsfliegen dem Lichte sich dar?
Wolle auch du deine Schläfen bekränzen,
Drücke dir Rosen und Dornen ins Haar!

Trinke das Leben mit lachenden Sinnen —
Keiner wird von den Göttern besternt,
Keiner wird sich den Himmel gewinnen,
Wenn er die Erde nicht lieben gelernt!

Heinrich Anacker.

## Mütter am Sonntag.

Von Elizabeth Goldsmith.

Wenn ich an schönen Sonntagnachmittagen durch die stillen Straßen der Stadt gehe, sehe ich sie. Sie stehen, halbverborgen von Vorhängen, in den Erkern der Beletage, sie beugen sich über Geranienstöcke in den Fenstern des Erdgeschosses oder sitzen, die müden Hände im Schoß